

Peter Steinbach*)

25 Jahre »Topographie des Terrors«

Weit mehr als 800.000 Besucher besuchen heute ein Gelände in der Mitte Berlins, neben dem vor knapp dreißig Jahren zum Leben erweckten Gropiusbau, in der Nachbarschaft von Berliner Abgeordnetenhaus und Finanzministerium, unmittelbar hinter der Mauer, an der Wilhelmstraße. Das Gelände ist ein historisch belasteter, durch die NS-Zeit kontaminierter Boden. Denn auf dem Gelände der »Topographie« befand sich eine der besonders berüchtigten Berliner Adressen der NS-Zeit, die Gestapo-Zentrale mit ihrem Hausgefängnis. Wie kann man mit einem derart historisch belasteten, zeitgeschichtlich geprägten Gelände umgehen? Der erste Versuch der Entsorgung, Gebäudeabriss und Stilllegung, ging schief. Auch die Umwidmung als Lagerfläche für Senatskohle, deren Verwandlung in eine Art Freizeitgelände mit einem Übungsplatz für Autofahrer ging schief. Denn die Adresse hatte sich bei denen, die gegen den Nationalsozialismus standen, bei Angehörigen und nachgeborenen Sachwaltern eingebrannt.

Bürger, die sich zu einer Initiative zusammenfanden, machten sich vor drei Jahrzehnten daran, das Bewusstsein für die geschichtliche Bedeutung dieses kontaminierten Bodens zu wecken, und forderten einen bewussten, einen geschichtsbewussten Umgang mit dem Gelände. Zunächst entstanden Provisorien, Grabungen wurden veranlasst, Symposium und Vorträge lösten die Krusten kollektiver Verdrängung auf, räumten den Schutt falscher Erinnerungen beiseite, entwickelten ein Konzept für eine

gegenwartsrelevante Auseinandersetzung mit der NS-Zeit. Aus den Provisorien entstand langsam eine Institution, schließlich die Institution für die Konfrontation mit der Vergangenheit und der Aufarbeitung der Geschichte. Man wollte nicht von dieser Geschichte loskommen, weil man erkannte: Man konnte es nicht.

Aus vielschichtigen Dokumentationen, die das nationalsozialistische Herrschaftssystem vor Augen rücken, entstanden Kenntnisse über den Ort, über die Menschen, die man als Täter bezeichnete, über die Opfer, die sich selbst als Gegner des NS-Regimes, als Täter des Widerstands sahen. Zugleich strahlte die Ausstellung aus, inspirierte Geschichtsbewusste in anderen Städten und Regionen, beeinflusste die Entstehung einer Kultur des Gedenkens. Und sie konfrontierte den Menschen zugleich mit sich selbst, etwa durch die Ausstellung »Vor aller Augen«.

Wenn wir heute den 25. Jahrestag der Entstehung der »Topographie« begehen, gehen manche Gedanken zurück. An die Initiative, an verstorbene Mitarbeiter, an Reinhard Rürup. Ich denke aber auch an die, die heute die »Topographie« zu dem machen, was sie geworden ist: einer der wichtigsten Orte für die Auseinandersetzung mit der NS-Zeit. Eine Erklärung liegt sicherlich darin, dass das Gelände unbestreitbar als das erste und wichtigste Exponat anerkannt ist. Es wird vorzüglich durch seine Ausstellungen erschlossen und greift mit der Wilhelmstraßen-Ausstellung in die Umgebung aus. So lässt sie sich geradezu als ein Symbol der erstrittenen und erkämpften, letztlich aber erfolgreichen Auseinandersetzung der deutschen Nachkriegsgesellschaften mit ihrer Vorgeschichte verstehen. Es war aber

*) Professor Peter Steinbach ist Vorsitzender des Wissenschaftlichen Beirats der »Topographie des Terrors« und Wissenschaftlicher Leiter der Gedenkstätte deutscher Widerstand.

nicht die Nachkriegsgesellschaft, die agierte, sondern Einzelne, die den Mut hatten, sich in den Dienst dieser Auseinandersetzung zu stellen: Robert M. W. Kempner, Joseph Wulf, Gerhard Schoenberner, Wolfgang Scheffler, Fritz Bauer oder Adalbert Rückerl – sie waren die Akteure, die sich in der Bundesrepublik dem Trend zum Vergessen, der demoskopisch manifestierten Bestrebung von Anhängern einer umfassenden Amnesie entgegenstellten und den »moralisch Anspruchsloseren«, wie sie Theodor einmal in den frühen fünfziger Jahren genannt hatten, eine Grenze wiesen.

Aus dem Boden schiebt sich, fast eine Metapher der Aufarbeitung, ein Gebäude. Es war Droysen, der vom Historiker als dem Bergmann sprach, der Geschichte ans Licht bringt. Graben, wo man steht, das haben wir zunächst wörtlich und schließlich als Umschreibung unserer Arbeit begriffen. Auf dem Geländeexponat finden sich heute Informationstafeln, Reste von zeitgeschichtlich-archäologischen Grabungen und ein Ausstellungsgraben, der den Terror der NS-Zeit mit den Grundmauern des Prinz-Albrecht-Palais verbindet.

Die »Topographie des Terrors« hat sich in der Berliner Erinnerungslandschaft einen festen Platz geschaffen – nicht aber, und das ist mir wichtig, aufgrund behördlicher Impulse, sondern als Ergebnis eines bürgerschaftlichen Engagements von Menschen, die die Geschichte der NS-Zeit, der Verfolgung und Unterdrückung, aber auch der Planungen eines menschenverachtenden Systems nicht vergehen lassen wollten. Denn die Auseinandersetzung mit der Geschichte musste sich gegen die Neigung zum Vergessen, zur Verdrängung durchsetzen. Diese Neigung war demoskopisch manifest – wer die demoskopische Steuerung von Politikern unterlaufen will, muss einen langen Atem haben, darf sich nicht von Stimmungen beeindrucken lassen, muss durchhalten. Das gelang mit Hilfe der Unterstützung vieler Menschen, von Ehrenamtlichen, die sich

als Repräsentanten eines bürgerschaftlichen Engagements verstanden, die beunruhigten, demonstrierten, forderten, Druck machten, nicht nachgaben.

Bürgerschaftliches Engagement ist ein Wort, das inzwischen einen festen Platz in der Semantik der vielzitierten Zivilgesellschaft gefunden hat. Zum Ausgangspunkt der Versuche, aus dem bürgerschaftlichen Engagement eine geschichts- und erinnerungspolitische Initiative von gesamtnationaler Bedeutung zu machen, wurde dieses Engagement unter dem damaligen Kultursektor Ulrich Roloff-Momin. Wenige Wochen vor dem Ende seiner Amtszeit bezeichnete er die »Topographie« als das Problem, das er lösen müsse, indem er eine Finanzierung im Rahmen einer Stiftungslösung sicherstelle.

Notwendig aber war der Streit, die Förderung, der Einsatz vieler, die sich für dieses Projekt engagierten. Dabei wurden viele Methoden erprobt, manche Argumente ausgetauscht. Niemals waren die Beteiligten sicher, dass ihr Einsatz in Hearings, bei Demonstrationen, bei Mahnwachen zum Erfolg führen könnte. Aber niemals habe ich ein Nachlassen der Versuche gespürt. Im Gegenteil: Jede Schwierigkeit setzte neue Energien frei. Einwände nahm man als Bestätigung und als Herausforderung, noch entschlossener zu überzeugen, noch offensiver Forderungen zu erheben.

Was zählt, ist der Erfolg. Aus dem Provisorium wurde eine Bauruine, nach dem Abriss von Rohbauten gelang der große Wurf. Es waren günstige Konstellation – Menschen, die sich bürgerschaftlich einbrachten, Kulturpolitiker, die ihre Aufgabe darin sahen, kulturpolitische Impulse aufzunehmen, zu fördern, nicht zu gängeln, sondern eine geschichtspolitische Initiative sich entfalten zu lassen.

Und weil der Anstoß auf bürgerschaftliche Weise erfolgte, gab es auch zu keiner Zeit eine Konkurrenz unter den Berliner Gedenkstätten. Sie – das große Mahnmal zur

Erinnerung an die Ermordung der europäischen Juden, die Wannsee-Villa, die Gedenkstätte Deutscher Widerstand mit der Hinrichtungsstätte Plötzensee, mit der Blindenwerkstatt Otto Weidt und der Gedenkstätte zur Erinnerung an die stillen Helfer der bedrohten Juden – bilden mit der »Topographie des Terrors« und der Gedenkstätte zur Erinnerung an das Leiden der Zwangsarbeiter ein Netzwerk, in dem man sich gegenseitig trägt und stützt, sich fördert und stabilisiert.

Alle Einrichtungen sind das Ergebnis bürgerschaftlichen Engagements. So wird ein Modell der Erinnerungsarbeit sichtbar. Menschen lassen sich auf die Geschichte ein, machen sich mit ihr vertraut, erforschen sie in zeitlichen und räumlichen Zusammenhängen, erschrecken angesichts der Vergangenheit und reagieren, indem sie den Willen zur Erinnerung und zum Gedenken auch gegen Widerstände in die Öffentlichkeit tragen. Sie konfrontieren die Gesellschaft, in der sie leben, nicht nur mit ihrer Vorgeschichte, sondern auch mit ihrer Pflicht, sich der Vergangenheit zu stellen, Empathie zu schulen, genau hinzuschauen und zu handeln. Wer dies als Ausdruck der Gedenkstättenindustrie deutet, der hat nicht begriffen und macht gerade dadurch deutlich, wie wichtig es ist, mit der Reflexion über die Vergangenheit und die Konfrontation mit den Möglichkeiten des Menschen ein Zeichen zu setzen: ein Zeichen nicht der Anklage, nicht aus Überheblichkeit, sondern aus der Einsicht heraus, dass alles, was möglich war, auch möglich sein wird. Es geht darum, Menschen die

Augen zu öffnen, auch über sich selbst. Denn es waren Menschen, die Verbrechen begingen. Es waren Menschen, die litten. Menschen sind wir auch und deshalb betroffen. Und wer es nicht glaubt, muss eben betroffen gemacht werden – durch Orte wie die »Topographie«.

Wie wichtig die Auseinandersetzung mit der Geschichte ist, zeigt sich heute in Ungarn. Übersehen wir möglicherweise angesichts der kaum durchschaubaren finanzpolitischen Wirrnisse, aus denen wir vielleicht herauskommen, dass der abschreckendste Angriff auf das Wertesystem, welches Europa charakterisieren soll, augenblicklich in Ungarn erfolgt? Dort tobt ein Denkmalstreit. Miklós Horthy wird von späten Anhängern der Pfeilkreuzler über alle Maßen geehrt, das Denkmal Raoul Wallenbergs, des vor einhundert Jahren geborenen schwedischen Retters von etwa 100.000 Juden, hingegen brutal und abstoßend geschändet. Es wurde nicht nur mit Farbe beschmiert, nein, man hat den Fuß des Denkmals mit abgehackten Schweineklauen bekränzt (s. »Hitlers Reichsverweser in Ungarn« in diesem Heft).

Wir haben die »Topographie« gesichert und aus bürgerschaftlichem Anstoß mit staatlicher Hilfe zu einer Erfolgsgeschichte der Erinnerungsbestrebungen gemacht. Deshalb ist der Kampf nicht zu Ende. Die Auseinandersetzung verlagert sich. Auch in Ungarn, in Rumänien, in Lettland müssen wir uns einsetzen, müssen aufrütteln, fordern, kritisieren. Packen wir es an – schon morgen.